

Juanita

Autor(en): **Strasser, Charlot**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in Bächtold den Sachwalter gefunden, den es durchaus verdient hat. Abgesehen von dem verärgerten Vorwort zur dritten Auflage, das uns wenig erbaut, war gerade die vorsichtige Auswahl, die Keller und er getroffen hatten, einer der Hauptgründe, dass die Sammlung so rasch und nachhaltig wirkte und Leutholds Namen bekannt machte. Eine kritische Ausgabe aber, die heute ein Bedürfnis ist, wäre damals ungefähr dasselbe gewesen, wie wenn ein Lyriker der Gegenwart sich dadurch bei den Zeitgenossen *einführen* wollte, dass er seine sämtlichen Gedichte mit allen Varianten, die ihm bei seiner Arbeit einfielen, zum Drucke beförderte.

Nun wird uns der bisherige Verlag eine solche Ausgabe bieten; Dr. Gottfried Bohnenblust hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, sie zu besorgen, und ich bin der Überzeugung, dass sie nicht eine Schädigung Leutholds sein wird, sondern eine Rettung des Dichters von allen denen, die in Zukunft „nach Schätzen graben“ und den andächtigen Lesern die gefundenen Regenwürmer präsentieren möchten.

KREUZLINGEN

HANS MÜLLER-BERTELMANN



JUANITA

ERZÄHLUNG VON CHARLOT STRASSER

Wir waren am 2. November 1909 in die Magelhaenstraße eingefahren und hatten in Punta Arenas de Chile, der südlichsten Stadt der Welt, vor Anker gelegen.

Estrecho de Magalhaes! — Man stelle sich vor, man fahre Monats November, aber im Frühling, in kurzer Zeit auf einem der Alpenseen durch das ganze südamerikanische Festland, durch die Ebene, die Pampa, in ein Vorgebirge, vielleicht dem Jura zu vergleichen, auf dessen Gipfeln zerfetzte Schneefelder glitzerten. An seinem Fuß aber dehne sich schwarzer Urwald, Gestrüpp von Myrten und wieder Myrten. Mittags erscheine wie eine Vision

in der Ferne eine edelgeformte Eispyramide, der Mount Sarmiento, und nun werde der See enger und enger: mächtige Porphyrlötze ragten drohend ins Fahrwasser hinaus.

Mit Kap Froward, einem stiernackigen Felskoloss, hatten wir den südlichsten Punkt der Reise erreicht. Die Nacht brachte Sturm und Regen. Kräftiges Rollen und Stampfen weckte mich gegen Morgen. Wir waren um das finstere Kap Tamar in die Straße nach Norden, den Smyth-Kanal, eingebogen. An selbiger Stelle aber trat ein Ereignis ein, das ich für den Augenblick übergehen will, um kurz von meiner ersten Fahrt durch die Meeresarme zu erzählen und hernach ausführlich darauf zurückzukommen.

Ich sah mich, als es hell geworden, an Deck auf schmaler Wasserstraße inmitten des Hochgebirges. Die Gipfel der Schneeriesen waren allerdings noch in Nebelkappen; ringsum ragten Felsenberge schwarz und drohend aus dem Wasser. Dann aber zerriss die siegreiche Sonne die Wolkenspinnweben und in leuchtender Reinheit grüßten die Firne hinter den blauschwarzen Porphyrhäuptern hervor. Schneeberge mit den zartesten, duftigsten Umrissen, solche mit steifem Trotz und harten Zügen und wieder mit den Zeichen ewig dauernder Würde und berechtigten Stolzes. Die Cordillera di Sarmiento! Das Herz muss fast zerspringen vor Jubel, diesen Überfluss an gewaltiger Schönheit Meile um Meile in sich verarbeiten zu dürfen!

Unser erstes Ziel war der Molyneux-Sound, wo wir vor Anker gehen wollten, denn des Nachts durch die Engpässe zu fahren, die nun kommen sollten, und in denen neben dem „Apis“ knapp ein zweites Schiff seiner Größe Platz gehabt hätte, wäre ein zu großes Wagnis gewesen. Mit einbrechender Dunkelheit gelangten wir in eine kleine Bucht und fuhren langsam und die Tiefe mit dem Lot messend ein. Die Ankerketten rasselten doppelt laut in die Wildnis und Einsamkeit. Nun sollten wir Indianer spielen dürfen. Der Kapitän hatte mir erlaubt, die Schaluppe ausschwingen zu lassen und mit einigen Offizieren und vier Matrosen an Land zu rudern. Unsere Waffen wurden in Stand gesetzt, klobige Wasserstiefel von den Matrosen geliehen; die Schaluppe beluden wir mit Brennholz und Petrol. Als wir dem Ufer nahe waren,

sprang ein Otter klatschend ins Wasser. Wir ballerten ihm Dutzende von Schüssen, die pompös in der Einsamkeit wiederhallten, nach, hätten gerne getroffen, aber bohrten nichts als Löcher in die Luft. „Das gibt Regen,“ meinten die abergläubischen Seeleute. — Ins Urwaldgestrüpp auf den Kriegspfad! Wären hingegen Indianer nahe gewesen, sicher hätten sie vor unserer Knallerei schon lange das Weite gewonnen gehabt. Mittlerweile waren die jungfräulichen Myrten von den Matrosen mit Erdöl übergossen worden, sodass der Urwald ein wenig brannte und die Flammen schauerlich schön zum schwarzen Himmel aufzüngelten. Erst, als sie niedriger geworden waren, — auch ein Urwald wird in dieser ewig feuchten Gegend nass, — gingen wir auf Jagd. Aber nur nach Enten-Muscheln, welche bei einigem guten Willen und mit viel Zitronensaft ungefähr wie Austern schmeckten. Bis an die Knie standen wir im Wasser, das uns von oben in die Stiefel lief und zerkratzte uns die Finger beim Ablösen der Kalkschalen, alles im Dunkeln, denn der einzige Laternenträger fahndete voraus nach neuen Muschelbänken. Als wir zum Dampfer zurückkehrten, Volkslieder in die weltferne Nacht hineinsingend, warfen wir die Angelleinen aus und fingen ein paar goldkarpfenähnliche Fische, Congriu geheißen. An Bord wechselten wir die flotschnassen Kleider und fanden uns nachher auf meiner Kammer wieder, wo die Seelen beim steifen Grog auftauten und die Abenteuer der Expedition mit dem Tabaksnebel in gespenstiger Vergrößerung emporstiegen.

Mein erster Blick in der Morgenfrühe des nächsten Tages fiel auf ein im Kanal liegendes Wrack, das in zwei Teile geborsten war, die eckig und zornig aus dem Wasser starrten. Wozu nun der Trotz des der Hand einst so gefügigen Materials, wenn doch der menschliche Geist der Übermacht der Natur unterlag? „Hazzel-Branch“ hieß der Dampfer, der vor zweieinhalb Jahren hier aufgelaufen war. — Mehr und mehr verjüngte sich die Straße. Der unheimliche Eindruck wurde nicht gemildert durch ein zweites Wrack, dessen Hinterteil noch aus dem Wasser ragte und das vor vierundzwanzig Jahren hier vom Schicksal ereilt worden war. „Hermia“ hatte das Schiff geheißen. Und wieder und wieder kam der Kapitän, auf Stellen hinweisend, da Ozeanriesen in ewiger Ruhe für alle Ewigkeit auf Meeresgrund verwitterten. — Es folgte

die gefürchtetste Stelle der English Narrows. Wegen des starken Stromes, der darin läuft, kann die Enge nur zur Stauzeit, das heißt, zur Zeit des höchsten oder niedrigsten Wasserstandes (abhängig von Ebbe und Flut) durchfahren werden. Die Schiffe müssen oft viele Tage warten, um durch den schwierigen Pass zu kommen. Wir langten fast fahrplanmäßig um ein Uhr an; die Maschine leistete ihr Äußerstes, damit das Steuer dem geringsten Drucke gehorchen sollte. Man denke an einen Fluss, so breit wie die Aare, zu beiden Seiten hohe Berge und Felsklötze, hinter denen weiße Schneezacken hervorleuchteten, und ringsum ein Gewirr von mit Myrten bewachsenen, felsigen Inseln. Dahinein arbeitete sich mit Vollkraft ein großer Meerdampfer, um in prachtvollen, aber unheimlichen Schlangenlinien den Ufern entlang zu schießen. Am Ende der ersten S-Windung ein unerwartetes Bild: In kleiner Bucht lag da ein chilenisches Dampferchen, mit einem Ruderboot zur Seite, in welchem Leute unablässig sich zu schaffen machten. Ein Taucherfahrzeug, das die kostbare Kupferladung eines hier gesunkenen spanischen Schiffes zu heben hoffte. — Das Prickelndgefährliche unserer Durchfahrt war dadurch noch gesteigert worden, dass zuvor alle Rettungsboote klar gemacht, ausgeschwungen und alle Mann an Deck beordert worden waren. Geringstes Versagen des Steuers, der Ruderkette, der Maschine — und unser schöner „Apis“ wäre unrettbar verloren gewesen.

Der Rest des Tages führte uns weiter durch gewaltigste Hochgebirgslandschaft. Wenn ich beschreiben wollte, würden sich immer wieder die Worte Berg, Gletscher, Eis, Fels und wieder Fels finden und es wäre mir unmöglich, der Mannigfaltigkeit annähernd gerecht zu werden.

Ein großartiges Schauspiel zum Abschluss: Eisberge! Von fern schienen aus dem Wasser weiße, phantastische Burgen aufzusteigen. Langsam kamen sie näher. Was da die Sonne für ein Farbenwunderspiel vollbrachte! Eismassen, haushoch, als riesige Demanten leuchtend; andere wie blaue Saphire, wie Chrysoprase, wie Amethyste, wie Opale, und in unglaublichen, von Sonne und Wärme gedrechselten und zurechtgeschmolzenen Formen. Nach Norden zu öffnete sich eine breite Bucht, in die ein riesiger Gletscher als gefrorener Wasserfall herunterragte. Des

Gletschers scharf abgebrochenes Ende leuchtete und funkelte gleich einer smaragdnen Zauberschlossmauer.

* * *

Nicht nur des Dampfers Schlingern und Krachen in allen Fugen hatte mich in der Nacht vom 3. auf den 4. November geweckt, sondern ich hörte auch hastige Schritte auf dem Promenadendeck über meiner Kammer; ich hörte den Maschinentelegraphen spielen; die Drehungen der Schraube, die man durch das ganze Schiff immer fühlt, setzten aus; der „Apis“ stoppte. Ich sah nach der Uhr. Vier! Da musste etwas besonderes geschehen sein.

Aus dem greifbaren Dunkel draußen trieb mir ein beißender Regen ins Gesicht; hohe Wellen spritzten von der Seite an die schwarzen Schiffswände und jagten salzigen Schaum über Deck. Ich sah, wie die Offiziere an Steuerbord sich über die Reeling beugten und konnte einen schwimmenden weißen Fleck erkennen.

„Boot voraus!“ wurde mir durch den Wind zugerufen. Die Wogen gingen wild. Dennoch hatten es der zweite Offizier und vier Matrosen, nachdem sie sich Schwimmwesten umgebunden, gewagt, die Schaluppe ins Wasser zu lassen, darin sie den „Apis“ umruderten und auf den weißen Schimmer zuhielten. Sie erreichten ihn, banden ihn fest, brachten ihn längsseit; man hatte Dampf zu den Winden an Vorderdeck geleitet; Ketten klirrten unter den weißen Klumpen in die Wellen, und wirklich war es ein Boot, das schließlich an Deck geborgen wurde. All das dauerte über eine Stunde. Schon begann es zu dämmern. Ich erkannte ein schlankes, ehemals weißgestrichenes Fahrzeug, arg zerschlagen, ausgefranst an den Rändern, vielfach brüchig und verfault und wunderte mich, dass es, der Größe nach eine Gig, nicht längst in der Tiefe lag. Als es noch etwas heller geworden, konnten wir an seinem Spiegel Buchstaben entziffern und fanden die Worte „Juanita“ und „Bremen“ heraus. Nun kam fieberhafte Erregung über uns alle. Wir hatten vor einigen Tagen über den Schiffbruch des gleichnamigen Seglers gesprochen und der Kapitän hatte uns die Einzelheiten, soweit er sie nach den Seeamtsberichten in Erinnerung gehabt, erzählt.

Sollte das die Gig gewesen sein, in der sich Kapitän, erster Offizier und Arzt gerettet hatten? Die drei Schiffbrüchigen waren von den Leuchtturmswächtern auf den Evangelistas an Tauen durch die Brandung gezogen worden und hatten ihr Boot den Wellen preisgegeben. Es konnte dann von einer mächtigen Woge auf den Strand gehoben, für lange Zeit dort niedergelegt und auf gleiche Weise vor kurzem wieder in die See gerissen worden sein, um nun auf „Apis“ endlich geborgen zu werden. Dieses Boot wäre für uns nichts anderes gewesen, als der traurige Zeuge eines schrecklichen Dramas, das sich in den Fluten des pazifischen Ozeans abgespielt hatte, wenn sich nicht beim Niederlassen auf Deck eine Kiste aus den Tauen, an denen sie im Boot festgebunden war, gelöst und ihren Inhalt über die Planken entleert hätte. Ein Gewirr von verrosteten Eisensplintern, Holzstücken, Zirkeln, Karten. Ein lackierter Kasten, aus dem ein Sextant herausprang. Ein gleichartiger, aber verschlossener Kasten, der mir etwas größer vorkam, und in dem ich ebenfalls Seemannsinstrumente vermutete. Alle diese Dinge wurden sorgsam gesammelt, ein Protokoll darüber aufgenommen und in Valparaiso, wo wir elf Tage später eintrafen, dem deutschen Konsulat abgeliefert.

„Apis“ machte dann eine lange Fahrt nach Süd- und Zentralamerika; aber davon möchte ich an anderer Stelle berichten. Am 17. März 1910 trafen wir auf der Heimreise wieder in Valparaiso ein. Der Kapitän wurde auf das deutsche Konsulat befohlen, um Auskunft zu bekommen über den Inhalt der im Boot geborgenen Sachen. Ich befand mich an gleichem Ort, um Papiere für einen kranken Kohlentrimmer des „Apis“ in Ordnung zu bringen zwecks dessen Aufnahme ins Hospital. Der lebenswürdige Konsul sagte, er möchte mir etwas zeigen, das für mich besonderes Interesse haben dürfte. Zugleich holte er den vorhin schon erwähnten, von Seewasser arg zerfressenen, lackierten, größeren Kasten, an dem das Schloss inzwischen erbrochen worden war, und entnahm ihm ein über und über verrostetes, ehemals offenbar wertvoll gewesenes Zeißches Mikroskop, zu welchem nicht das Mindeste, noch das Wertvollste, wie die natürlich unbrauchbar gewordene Immersionslinse, fehlte. In der Schublade des Mikroskopkastens, erzählte mir der Konsul, hätten sich noch fünfzehn Pfund in Gold gefunden, und die Photographie eines Mädchens, die er aus seinen Papieren

später heraussuchte, die aber so verwaschen war, dass man anfangs kaum ein Gesicht erkennen konnte.

Dennoch schien mir, als blickte mich ein mildes, gütiges Mädchenantlitz an. Ich sah die blonden Seidenhaare, die unter einem sehr breiten Strohhut hervorquollen. Ein schmales Gesicht mit großen, blauen Augen. Reines Licht strahlte mir aus ihnen. Schmal gingen die Nasenflügel in weiche Wangen über, und ein heimliches Lachen spielte um die von eben erweckter Sinnlichkeit wissenden Lippen. Der schlanke Hals versteckte sich in einem mit vier weißen Streifen gezeichneten, blauen Matrosenkragen, der über den luftigen Falten eines weißen Kleides lag. Das liebliche Gesicht neigte sich leicht nach hinten über die rechte Schulter. Die weit offenen Augen sahen mir lange, tief und traumverloren in die meinen.

Ich weiß so Vieles und Schönes von dem Bild. Beständig und dennoch unaufdringlich folgt es mir und ist eine meiner stillen Lieben geworden. Es möge mir verzeihen, wenn ich später so Allergeheimstes von ihm ausplaudern werde. — Deutschland ist ja so groß, und ich weiß nicht einmal, ob sie, die dem Bild ihre Züge überlassen hat, wirklich eine kleine Deutsche war. Wenn sie dies aber einstmals lesen sollte, dann habe ich gegen ihre, ich möchte sagen, objektive Preisgabe, ihr eine zwar traurige, sicher dennoch erwünschte Botschaft übergeben und Grüße von ihm ausgerichtet, die sie anderer Weise nimmer erhalten hätte. Dann möge sie mir auch ihren Namen kund tun. Denn jenes Tagebuch betrachte als ihr Erbgut, das ich für sie wie einen köstlichen Schatz aufhebe.

Zu hinterst aus dem Kasten holte der Konsul ein kleines, dickes, in schwarze, vom Wasser abgeschabte und verschmierte Leinwand gebundenes Buch, auf dem einst in Goldlettern „Tagebuch“ gestanden haben mochte. Jetzt waren nur noch wenige Goldflimmerchen in den eingepressten Schriftrinnen vom gierigen Salzwasser gelassen worden.

Ob ich etwas daraus lesen könne? Er, der Konsul, und alle seine Leute seien dazu nicht imstande gewesen, den Namen ausgenommen, der vorn drin stehe, und welchen sie auch den sonstigen Papieren entnommen hätten: Niklaus Müller, Dr. med. — Natürlich habe man nach Bremen an den Reeder über den Fund

gemeldet und die Antwort erhalten, so viel man daselbst erfahren konnte, gebe es von besagtem Dr. Müller keine Verwandten, die zu benachrichtigen wären; der betreffende Arzt sei wahrscheinlich ein Sonderling gewesen und habe auf Fürsprache des nunmehr verstorbenen Kapitäns, den er kurz vor der Abreise in Bremen kennen gelernt, die Reise als Arzt, ohne Heuer, nur gegen freie Fahrt und Verpflegung, auf der „Juanita“ mitgemacht. — Dieses sei alles, was über seine Personalien vorliege. Papiere wie nähere Angaben fehlten, da solche weder beim Bremerhafentarzt, noch bei der Rheederei deponiert werden müssten. Das Büchlein, und damit überreichte es mir der Konsul, enthalte aber augenscheinlich in Geheimschrift Notizen über den Verunglückten. Wenn ich mich dafür interessiere, solle ich es mitnehmen. Er habe weder Zeit noch Geduld und könne nichts damit anfangen.

Mit seltsamen Gefühlen öffnete ich das Dokument und vermochte im ersten Augenblick nur blasse Kritzellinien, schräg von links nach rechts, manchmal etwas verstärkt, zu erkennen. Eben solche Linien zeigten sich teilweise von rechts nach links, offenbar durch das Seewasser in Spiegelschrift kopierte Seiten. Doch schien mir beim nähern Zusehen, als könnte ich einige steno-graphische Zeichen entziffern, und wirklich glaubte ich das System, das ich selbst schreibe, herauszulesen.

Nun packte mich Neugier und Erregung. Leben zitterte in meiner Hand aus diesen verwaschenen Schnörkeln. Ich konnte es kaum erwarten, wieder an Bord zu kommen und saß tagelang in meiner kleinen Arztkammer über dem Buße. Ich wusste nicht, ob draußen Sonne schien oder Regen fiel, ich fühlte kaum des Schiffes Bewegungen über den Wellen, die mir doch vorher manchmal die Arbeit hatten sauer werden lassen. Ich saß und saß über den kaum sichtbaren Schriftzeichen und suchte einen Sinn in das blasse Gewirr zu bekommen. Aber es schien lange Zeit, als ob alle Mühe vergeblich sein werde. Denn die ersten Seiten waren mit Blei geschrieben gewesen und völlig ausgelaugt; hie und da ein Wort, das keinen Sinn ergab; auch waren die Notizen oft in großer Eile, flüchtig und mit vom Verfasser selbst geschaffenen Abkürzungen hingeschrieben worden. Ich hätte ein größerer Schriftgelehrter sein müssen, um mich zurecht zu finden. Aber dann, so etwa auf der dreißigsten Seite, kamen Zeichen, die von

Tinte oder Tusche mit mehr Liebe hingemalt schienen; ich entdeckte die Daten von sechs Tagen, und wirklich, als ich dort hinein mich vertieft hatte, kam Körper in die Schemen; ich fand und fand: aus den Worten gab sich ein fast lückenloser Bericht, und es leuchtete ein Jubel aus dem Gekritzel, der in furchtbarem Kontrast stand zu dem andern, was ich zum Schluss noch aus dem Buche finden sollte.

Und trotzdem war mir der Anfang, den ich gefunden hatte, wiederum ein Unverständliches. Man sucht die Lösung eines Rätsels vielfach zu sehr in der Tiefe. Die meisten aber, die uns das Leben aufgibt, wären aus einer Kleinigkeit zu entziffern. Man muss nur wissen, wo der Schlüssel fasst. — Die Aufschrift „Tagebuch“ hatte mich irregeleitet. In dem merkwürdigen Manuskript war immer von einem „er“ die Rede. „Er“ tat. „Er“ erlebte. Ein „ich“ war nicht vorhanden. Als es mir endlich klar geworden, wie fast unbarmherzig das Schönste und Liebste auf dem Papier wiedergegeben, wie der Versuch zu fast unerlaubter Wahrheit gewagt war, fand ich den Weg zum Verständnis. Der Schreiber hatte sich selbst in dritter Person dargestellt, vielleicht, um desto freieren Blick über sich zu gewinnen. Er musste instinktiv erfasst haben, was mancher Künstler erst durch lange Jahre sich erringen kann, dass in der objektiven Formung seines Innern mehr Größe und Freiheit liege, als in der subjektiven Preisgabe.

Ich hatte es schließlich aufgegeben gehabt, weiter zu buchstabieren; die Augen schmerzten; aber immer übten die letzten Seiten eine stärkere Anziehungskraft aus, vielleicht infolge von durch Romanlesen auf den Schluss anerzogene Neugierde; aber alles schien vergeblich. Da half mir mein braunschwarzgestreiftes Kätzchen, das ich während der Reise in meiner Kammer aufzog. Während ich beim Abendessen saß, hatte es mit den knisternden Zetteln auf meinem Tisch gespielt, dabei das Tagebuch herunter und in ein mit Wasser gefülltes, auf dem Boden stehendes Becken geschlagen. Als ich den Schaden besah, fand ich zu meinem Entsetzen alles nass und aufgelöst, legte behutsam Blatt um Blatt zum Trocknen und bemerkte erst bei dieser Gelegenheit, dass die letzten Seiten des Büchleins, als ich es erhalten hatte, zusammengepappt gewesen waren; ich entdeckte auf einmal neue Zeichen, von, wie mir schien, zitternder, schwacher Hand auf zwei kleine

Seiten zusammengedrängt, die das Letzte enthielten, was der Schreiber hingesetzt hatte und die ich im Verhältnis zum übrigen ohne besondere Schwierigkeit entziffern konnte. Vor diesen beiden Seiten waren viele Blätter ohne Zweifel unbeschrieben gewesen, und alles andere, außer der mit Tinte niedergelegten Episode, entbehrte, wie gesagt, jeden Zusammenhangs. Der Schluss in seinen telegrammartigen Sätzen und seiner unerwarteten Vollständigkeit erschütterte mich um so mehr.

Ich will nichts in das Gefundene flicken, noch weniger davon hinwegstreichen. Gerade darum ist mir der Schreiber lieb geworden, weil ich aus seinen Bekenntnissen einen Mann fand, der vor allem gegen sich selber wahr sein wollte und seinen Empfindungen ohne falsche Scham Ausdruck zu geben wagte. Und wenn er es vermochte, sich selber (und für sich selber schreibt man Tagebuch, ohne beeinflusst zu sein durch die konventionellen Urteile aus anderer Leute Moral) mit seinen guten und schwachen Seiten zu beschreiben, will ich es furchtlos versuchen, seine Selbstbekenntnisse auch fremden Augen zu unterbreiten. Allzuprude seien hiemit gewarnt! Ich finde es schön, wie er schrieb, und dieser Schönheit wegen darf ich den Vorwurf auf mich kommen lassen, eines nicht um Erlaubnis Gefragten innigste Erlebnisse aufgedeckt zu haben. Von ihr aber, dem Kind, wie er sie nannte, wird ihres Klaus poetische Ader vor mir erkannt worden sein und sie sich um so mehr freuen, gesetzt, sie lese dies alles wirklich einmal, wenn er aus ihrer Schönheit und Liebe unbewusst zum Künstler geworden ist, indem er schrieb:

„Die Gedanken der Liebe sind wie die Segelflüge eines Albatros, von vollendeter Schönheit getragen. —

„Die Schönheit, die von der Liebenden Seele Besitz ergreift, ist gleich dem Zauber, den wir das Meeresleuchten heißen. —

„Und die Freude der Liebenden ist anzuschauen wie ein Vollschiff, dem die Segel mit glückbringendem Wind erfüllt sind. —“

(Fortsetzung folgt.)



ANZEIGE. Das hier veröffentlichte Drama „Marignano“ von C. F. Wiegand ist im Verlag Rascher & Cie. als schönes, handliches Buch erschienen.

